

(Nachdruck verboten.)

13]

Das Duell.

Roman von A. Kuprin.

Einzig autorisierte Uebersetzung von Adolf Sez.

Vorher aber, beim Tisch, hatte er sich nicht halten können und Komaschow im Kommandoton angeschrien:

„Unterleutnant! Legen Sie bitte das Messer beiseite. Fische und Frikandellen ist man ausschließlich mit der Gabel. Ist nicht hübsch! Ein Offizier muß zu essen verstehen. Jeder Offizier kann zur Allerhöchsten Tafel geladen werden. Merken Sie sich das.“

Komaschow saß unbequem, geniert bei Tisch; er wußte nicht, wo er mit den Händen bleiben sollte; hielt sie meistens unter dem Tisch und flocht die Fransen des Tischtuches in kleine Böpfchen. Er war anständiger Familienumgebung längst entwöhnt, kannte keine bequeme und komfortable häuslichkeit mehr und keine Ordnung bei Tisch. Die ganze Zeit über quälte ihn ein und derselbe Gedanke: „Das ist doch widerwärtig, ist Schwäche und Feigheit meinerseits, daß ich diese demütigende Einladung weder habe abschlagen können noch gewagt habe, fortzugehen. Aber jetzt stehe ich sofort auf, mache eine Verbeugung und gehe fort. Was man denken, was man will. Wird er mich nicht auffressen? Wird er nicht meine Seele, meine Gedanken, mein Bewußtsein nehmen? Soll ich gehen?“ Und wieder fühlte er, wie sein Herz stillstand, wie er vor innerer Erregung blaß wurde, sich über sich selbst ärgerte und ganz genau wußte, daß er das nicht tun würde.

Als der Kaffee gebracht wurde, brach schon der Abend an. Rote, schräge Sonnenstrahlen drangen ins Fenster und spielten in hellen, kupfernen Flecken auf den dunklen Tapeten, dem Tischtuch, den Gläsern und auf den Gesichtern der Speisenden. Alle wurden still und gerieten in einen Zustand trauriger Verzauberung infolge der Abendstunde.

„Als ich noch Jährlich war,“ begann plötzlich Schulgowitsch, „war unser Brigadefeldkommandeur General Hofanow. Ein lieber, guter, alter und tapferer Offizier, nur kein moderner Soldat. Ich weiß noch, wie er einst bei der Beförderung zum Trommler tritt — er liebte schrecklich das Trommeln — und zu ihm sagt: „Na, Freund, nun spiel mir mal etwas Trauriges.“ Ja. So ging dieser General, wenn Gäste bei ihm waren, stets präzise elf Uhr zu Bett. Es kam dann vor, daß er sich an die Gäste wandte und sagte: „Nu, meine Herren, essen Sie, trinken Sie und amüsieren Sie sich, ich geh jetzt in Neptuns Arme.“ Man sagte ihm: „Vielleicht Morpheus, Erzelenz? . . .“ — „Ach, das ist ganz egal: alles eine Mineralogie.“ So mache ich es auch, meine Herren“ — Schulgowitsch stand auf und legte die Serviette über die Stuhllehne. „Ich gehe auch in Neptuns Arme. Die Herren Offiziere sind frei.“

Die Offiziere erhoben sich und standen stramm. „Ein ironisches, bitteres Lächeln umspielte seine Lippen,“ dachte Komaschow, dachte aber gleichzeitig, warum sein Gesicht in diesem Augenblick kümmerlich, blaß und unschön-unterwürdig wäre?

Wieder ging Komaschow nach Hause mit einem Gefühl voll Einsamkeit, voll Gram und gleichsam verloren in einer fremden, dunklen, feindlichen Gegend. Wieder brannte im Westen in blauen, schweren Hausenwolken rötlich-bernsteinfarbenedes Abendrot, und wieder war es Komaschow, als wenn weit hinter dem schwarzen Horizont, hinter Häusern und Feldern eine schöne, phantastische Stadt läge, mit einem Leben voll reizenden Glücks und herrlicher Kunst.

Auf den Straßen wurde es schnell dunkel. Die Chaussee entlang liefen kreischende Zudenkinder. Auf einem kleinen Schutthügel am Wege beim Pfortchen Klang ein zartes weibliches Lachen, ununterbrochen und aufregend, mit heißem, lebhaftem, fröhlichem Bittern, wie Mädchen nur im Frühling lachen. Und gleichzeitig mit dem leisen, nachdenklichen Kummer entstanden in Komaschows Inneren sonderbare trübe Erinnerungen und Bedauern über ein nie gemessenes Glück und über frühere, noch weit schönere Frühlingzeiten, und in seinem Herzen rührte sich eine unbestimmte, süße Vorahnung kommender Liebe . . .

Als er nach Hause kam, traf er Gainan in seiner dunklen Kammer vor der Büschkinbüste. Der große Poet war ganz mit Farbe beschmiert, und ein davor brennendes Licht warf glänzende Flecke auf seine Nase, die dicken Lippen und den mustulösen Hals. Gainan selbst aber saß nach türkischer Art auf drei Brettern, die ihm das Bett ersetzten, wiegte sich vor- und rückwärts und murmelte singend etwas Monotonen und Langgedehntes vor sich hin.

„Gainan!“ rief Komaschow ihn an.

Der Bursche schrak zusammen, sprang vom Bett auf und stand stramm. Auf seinem Gesicht spiegelten sich Schreck und Verwirrung.

„Allah?“ fragte Komaschow freundlich.

Der bartlose Knabenmund des Tscheremissen verzog sich zu einem breiten Lächeln, bei dem im Lichtschein seine prächtigen weißen Zähne blühten.

„Allah, Herr Leutnant!“

„Nu, nu, nu . . . bleib sitzen.“ Komaschow streichelte dem Burschen freundlich die Schulter. „Macht nichts, Gainan, Du hast Deinen Allah, ich habe meinen; schließlich haben alle Menschen einen Allah.“

„Ein prächtiger Kerl, der Gainan,“ dachte der Leutnant, als er in sein Zimmer ging, „und ich wage nicht einmal, ihm die Hand zu drücken. Ja, ich kann's nicht, ich wage es nicht. O, zum Teufel, ich muß mich von jetzt ab selbst anziehen und ausziehen; eine Schweinerei, einen fremden Menschen dazu zu zwingen!“

An diesem Abend ging er nicht ins Kasino, sondern zog aus der Schublade ein dickes liniertes Heft, das mit kleinen, ungleichmäßigen Zügen bedeckt war, und schrieb bis in die tiefe Nacht. Dieses Heft war die dritte von Komaschow verfaßte Novelle, mit dem Titel „Das letzte Schicksalsdebut“. Der Leutnant schämte sich seiner literarischen Beschäftigung und hätte um keinen Preis der Welt jemand etwas von ihr verraten.

8.

Die Kaserne zur Unterbringung des Regiments hatte man kürzlich am äußersten Ende der Ortschaft an der Eisenbahn, auf der sogenannten „Trift“, zu bauen begonnen; bis zu ihrer Fertigstellung war das Regiment mit allem Zubehör in Privatquartier untergebracht. Das Offizierskasino befand sich in einem kleinen, einstöckigen Hause, das die Form eines T hatte: In der Längsseite, die an der Straße lag, befanden sich der Tanzsaal und das Gastzimmer; die kurze Seite aber, die tief in den schmutzigen Hof hineinragte, nahmen das Wohnzimmer, Küche und einzelne Räume für fremde Offiziere ein. Diese beiden Hälften waren durch einen schmalen Korridor mit vielen Windungen untereinander verbunden; aus jeder Abteilung führten Türen in die Nebenräume, und so erhielt man eine Reihe winzig kleiner Zimmer, die als Büfeträume, Billardzimmer, Kartenzim. . . . Vorraum und Damentoiletten dienten. Da alle diese Räumlichkeiten, außer dem Wohnzimmer, für gewöhnlich unbewohnt waren und niemals gelüftet wurden, so herrschte in ihnen eine feucht-säuerliche Luft, wie in leerstehenden Wohnungen, und dazu kam noch der eigenartige Geruch von alten Möbelüberzügen.

Komaschow kam um neun Uhr ins Kasino. Fünf bis sechs unverheiratete Offiziere waren bereits zugegen; Damen waren aber noch nicht da. Unter ihnen herrschte seit einiger Zeit ein sonderbarer Wettkampf um den „guten Ton“. Und dieser gute Ton ließ es den Damen geradezu schimpflich erscheinen, die erste auf dem Ball zu sein. Die Musikanten saßen schon auf ihren Plätzen in einer Glasgalerie, die durch ein großes Fenster mit vielen Scheiben mit dem Saal verbunden war. Im Saal brannten an den Zwischenwänden zwischen den Fenstern dreiarmlige Leuchter, und von der Decke hingen Kronleuchter mit zitternden Glasaabhängeln herab. Infolge der hellen Beleuchtung erschien dieser große Raum mit kahlen, weiß tapezierten Wänden, mit Rohrstützen an den Seiten und Tüllgardinen an den Fenstern besonders leer und öde.

Im Billardzimmer spielten die beiden Bataillonsadjutanten, Wel-Agamalow und Olsjar, den alle im Regiment Graf Olsjar nannten, mit fünf Kugeln um Vier. Olsjar, ein

langer, dünner, wie geleckt pomadifizierter junger Greis mit barilojem, aber von Runzeln über und über durchfurchtem Gesicht, warf fortwährend mit Billardausdrücken um sich. Def. Agamalow verlor und war böse. Vom Fensterbrett aus sah Stabskapitän Leschtschenko, ein verdrießlicher Herr von fünfundsiebzig Jahren, der durch seinen bloßen Anblick Mitleid erregen konnte, ihrem Spiel zu: in seinem Gesicht und an seiner Gestalt hing alles mit dem Ausdruck trostlosester Melancholie nach unten: so hing, wie eine Erbschote, die lange, fleischige, rote, welcke Rose nach unten; in zwei dünnen schwarzbraunen Fäden hing der Schnurrbart auf das Kinn herab; die Augenbrauen liefen vom Nasenrücken bis zu den Schläfen abwärts und gaben seinen Augen einen ewig weinerlichen Ausdruck; selbst der altertümliche Rock schlotterte um seine abschüssigen Schultern und seine eingefallene Brust wie an einem Kleidergestell. Leschtschenko trank nicht, spielte nicht und rauchte nicht einmal. Aber es machte ihm ein sonderbares, für andere ganz unverständliches Vergnügen, im Karten- oder Billardzimmer oder im Wohnzimmer, wenn es dort besonders toll herging, hinter dem Rücken der Beteiligten zuzusehen. Ganze Stunden saß er dann schweigend und verdrießlich, ohne ein Wort zu sprechen, da. Im Regiment war jedermann hieran gewöhnt, und bei Spiel und Trank fehlte geradezu etwas, wenn der sprachlose Leschtschenko im Kasino nicht zugegen war.

Romaschow begrüßte die drei Offiziere und setzte sich neben Leschtschenko, der zuvorkommend beiseite rückte, tief aufseufzte und den jungen Offizier mit trauriger und hündisch ergebenden Blicken ansah.

„Wie geht's Marja Viktorowna?“ fragte Romaschow in dem ungenierten und absichtlich lauten Tone, in dem man mit tauben und schwer begreifenden Leuten spricht, und den sich Leschtschenko gegenüber im Regiment sogar die Fähnriche angeeignet hatten.

„Danke, Liebling,“ erwiderte Leschtschenko mit einem schweren Seufzer. „Natürlich ihre Nerven... Ist nun einmal so.“

„Warum sind Sie nicht mit Ihrer Gemahlin zusammen? Oder kommt Marja Viktorowna vielleicht heute nicht?“

„Nein. Was denn. Sie kommt. Kommt, mein Lieber. Nur sehen Sie, wir haben keinen Platz im Wagen, sie hat mit Kaisa Alexandrowna zusammen einen Wagen genommen. Nu, und da, wissen Sie, sagt man mir: „Du hast so schmutzige Stiefel, Du verdirbst uns unsere Kleider.““

„Kreuz in der Mitte! Keiner Schnitt. Nimm die Kugel aus dembeutel. Bek!“ rief Olsar.

„Nach erst einen Ball, dann nehme ich sie heraus,“ erwiderte Def. Agamalow ärgerlich.

Leschtschenko nahm die dunkelbraunen Enden seines Schnurrbartes in den Mund und kaute hartnäckig darauf. „Ich habe eine Bitte an Sie, Jurij Alexejitsch,“ sagte er flehend und stöhnend. „Sie sind doch heute Tanzordner?“

„Ja. Zum Kludsch. Man hat mich dazu bestimmt. Ich habe mich vor dem Regimentsadjutanten gedreht und gewunden, wollte mich sogar krank melden. Aber, wie läßt der mit sich reden?! Sagt mir, ich solle ein ärztliches Attest beibringen.“

„Nun, da will ich Sie um etwas bitten, Liebling,“ fuhr Leschtschenko fröhlich fort. „Nichten Sie es um Gottes willen so ein, daß sie nicht schimmelt. Wissen Sie, ich bitte als guter Kamerad!“

„Marja Viktorowna?“

„Nun ja, Bitte.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Maksim's Nachtessen.

Von Koda Koda.

Jelka, Maksims Frau, taucht den Schwingbaum mit dem Eimer tief in den Brunnen und schöpft Wasser. Weiße Kühe mit Augen, dunklen Augen warten schon bedächtig am Trog, um ihren Durst zu löschen. Wenn sie getrunken haben, schreiten sie bedächtig — in Spondäen — ihrem Stall zu, der sie für die Nacht beherbergen wird.

Jelka, Maksims Frau, schöpft noch einmal auf, leert den Eimer in ein Tränkgeschloß, das sie sich auf den Kopf setzt — und verschwindet, ihre Last mit steifem Nacken balanzierend, im Schweinestoben. Ihr nach rennen die Ferkel, stoßen und schieben einander und streiten grunzend um ihr Abendfutter.

Dicht am Koben, unter dem Vordach eines hundertjährigen Eichenwaldes, steht Maksims Häuschen, aus Balken gefügt, mit Rindenstücken bedeckt, von wildem Hopfen umspinnen. Das Fenster ist offen und daraus tönt ein verzweifelttes Kindergeschrei. Der Kleine in der Wiege meldet sein Erwachen und weint, trotzdem Brüder und Schwestern, um ihn aufzubeitern, einen wilden Tanz um seine Wiege schwingen. Erst als die Mutter ihn mit den sanftesten Worten ihrer rauhen Sprache anredet, gibt er sich zufrieden.

Maksim, der herrschaftliche Jeger, hat seine Weibstasche umgehängt und greift nach dem Weil. Er wird die ganze Nacht im Wald verbringen.

Da sind in Grahowki einige Kerle, die weiden ihre Schindmähren alle Nacht in der herrschaftlichen Schonung. Heute ist es so schön draußen, ein linder Hauch nach einem schwülen Tage, da werden sie sicher wieder angeflappert kommen.

„Nimm Dein Gewehr mit, Maksim,“ mahnt die Frau.

Ein verächtliches Achselzucken ist die Antwort.

„Wer weiß — geh, nimm's!“

„Ah, der Teufel wird mir was tun, dummes Weib,“ lacht er. „Hab' das Gewehr schon oft genug getragen, wenn es notwendig war, wozu soll ich es noch unnütz schleppen?“ Und lachend drückt er die Tür ins Schloß.

Auf schmalen Pfaden eilt der Mann tiefer in den Wald hinein. Scharf gerundet sprüht der weißglühende Mond aus einer rauchenden Wolkensesse.

Maksim macht sich's an einer trockenen Buche bequem und setzt sich auf die Wurzeln nieder, die ein längst ausgeborrtter Waldbach zutage gewaschen hat. Hier sieht er durch leichtes Wuschwerl in die Lichtung, das verbotene Weideparadies, den Reid der Grahowker. Nicht umsonst hat Maksim am vorigen Sonntag Fußspuren in dem fetten Grafe bemerkt.

Fröstelnd zieht er sein Nachtmahl aus der Jagdtasche, und als er das Stück Speck in der Hand hält und betrachtet, überkommt ihn die Lust, es zu rösten. Er kann nicht widerstehen, entfernt vorsichtig das trockene Gras, das Laub und die Nestschen und beginnt ein Feuer zu machen. Bald steckt der Speck an einem Holzstäbchen, und Maksim dreht mit Eifer daran. Jedesmal, wenn ein Tröpfchen Fett in die Kohle fallen will, hält er sein Brot unter, um ja nichts zu verlieren. — Der Speck muß ertränkt werden. Und Maksim leert in einem Zuge das Gläschen Sliwowit, das er in seiner Tasche getragen hat. — Gesättigt, behaglich wie selten, legt er sich dann ins vorjährige Laub. — Er sieht in die Glut, die sich knisternd regt, mit blauen Flämmchen aufzuckt und so hübsch wärmt. Wenn das Feuerchen im Moderlaub weitergreifen will, schiebt er's mit dem Weilstock allemal sorglich zurück.

So sitzt Maksim und denkt an nichts.

Plötzlich — hört er was. Auf leisen, schleichenden Sohlen kommen sie. Unter den unbefählagenen Hufen raschelt kaum die trockene Waldbreie. Immer näher und näher! In langem Zuge trappeln fünfzehn Pferde aus Grahowki vorüber.

Still nimmt der Jeger sein Buch aus der Brusttasche und schreibt die Namen auf. Ein Drittel des Strafgeldes wird ja ihm gehören. Je mehr ihrer sind, desto besser. Der Herbst kommt — die Kinder brauchen wieder Schuhe.

Indessen hat sich der Himmel umzogen — und Maksim setzt sich näher zu der Glut. Eine stattliche Reihe von Namen steht in seinem Buche. Die Lumpen! Die fette Weibe dieser Nacht soll ihnen teuer zu stehen kommen! Aber wahrhaftig, da kommt noch einer. Drei kleine, magere Pferdchen, die sich laum schleppen. Auf einem vierten größeren sitzt ein halbwüchsiger Junge mit dem fröhlichsten Gesichte von der Welt und pfeift sich ein Liedel.

Das ist zu viel! — „He, Ilija, guten Morgen, Bürschchen!“ ruft der Jeger höhnisch und kommt hinter den Büschen hervor. „Wie geht es Dir, Seelchen? So zeitig schon ausgeschlafen? Trab' nur davon, dummer Junge, es hilft Dir doch nichts.“ Und wieder malt er auf dem Blatt herum. „So; das war der Letzte,“ sagt er befriedigt, widelt sich in seinen Schafpelz und — ehe fünf Minuten vergangen sind, ist der Wächter eingeschlafen.

Jetzt teilt sich ihm zur Seite das Gebüsch und Ilija blickt verschmüht durch. Er winkt zurück, zwei andere erscheinen und nähern sich vorsichtig dem Schläfer. Maksim träumt, es kämen ein paar schwarze Männer, die ihm die Hände binden und ihn dann auf einmal so hoch in die Luft heben, so hoch, daß er in die Sonne fällt und schreckliche Hitze leiden muß. Er windet sich — er schreit auf — er schlägt herum — so gut er's mit den gebundenen Gliedern kann. Zwei, drei Sekunden lang fühlt er den Höllenschmerz der Kohlen, in die sie ihn gelegt haben. Die Riemen — ach, die Riemen — die zerschneiden ihm die Gelenke! Er brüllt und reißt mit übermenschlischer Kraft die Hand aus der Schlinge, seinem Leibgurt, daß das blutige Fleisch daran hängen bleibt. Dann stürzt er sinnlos vor Qual davon. Jrgend wohin, wo Del oder Wasser ist zur Vinderung seiner Wunden.

Ein Wehen hat sich erhoben und fährt aufmunternd in die glühenden Kohlen. Funke auf Funke springt ins dürre Gras, vom frischen Wind getragen. Flämmchen leuchten hier und dort — und ledern an dem Stoße von trockenem Krügelholz, der dicht an Maksims Lager aufgeschichtet ist. Schon glüht ein Scheit und schwitzt am Stirnschnitt.

Fluchend fährt der Wind ins Feuer. Es schlägt hoch auf, klettert flink und sprunghaft eine dürre Fichte empor, die gleich wie eine Kerze auflodert. Anstehend ergreift's die Aeste — sie fladern

auf, brennen zu Asche und eilen mit dem Wind in alle dunklen Weiten. Im Krügelholz braust und saust eine gärende Flamme, die Rinden bersten und fliegen — talergroße Funken flattern aus, proffeln und zünden. Aus dem frischen Bast des Nachbarbaumes lockt die Hitze alles Leben aus und umfängt auch ihn mit gierigen Zungen.

Am Morgen liegt eine schwere, stinkende, himmelhohe Wolke überm Wald. Glocken tönen in Dörfern und Ruften. Bauern und Dienfleute strömen herbei — alle Wege sind belebt von ihren Scharen. Wo der rote Dahn gehaust hat, dampft der Boden, und schwarze, dunstende, fahle Baumstümpfe ragen auf wie uralte Obeliskten auf dem Friedhof eines ausgestorbenen Niesenvolkes. Da und dort birzt mit lautem Schlag ein Stamm. Da und dort stürzt einer krachend und rauhend um und verspricht die Blut, die er nicht mehr nähren kann.

Mit fieberhafter Eile ziehen die Leute einen Graben um das Feuer. Hinterseits sind ihnen die Nachbarn, die Dienerschaft des Barons Pilen zu Hilfe gekommen. Der junge Verwalter selber leitet sie. Rechts arbeiten die gräßlich Boros'schen. Mit eiligen Befehlen, Antrieb und Ermunterung bewegt sich ihr Förster unter ihnen. Sein Gesicht ist ruhig und von der strahlenden Hitze gerötet. Er harret aber aus. Was zu retten ist, muß gerettet werden.

„Herr Förster, hoffen Sie noch immer?“

„Ja!“ Und mit kampfreudiger Festigkeit blickt er in den brennenden Wald. Die Luft zittert, der Rauch treibt einem die Tränen in die Augen. — Haushoch schlagen die Flammen empor. Näher als hundert Schritte kommt man nicht heran.

Am Abend ist es ein fürchterlich schönes Schauspiel. Die Funkenarben und Kasketen stieben zum Himmel, der in Blut getaucht ist. Zeitweise zuckt, wie ein glühendes Schwert, eine himmlische Flamme darüber, und alle, die sie sehen, erbeben.

Der Kampf ist aussichtslos. Die ermüdeten Leute können nichts mehr leisten. Nicht einmal die Gendarmen mit dem Bajonett vermögen sie aufzujagen.

Da erbarmen sich ihrer die Götter. Der Himmel öffnet sich und ein Wollenbruch strömt herab. Föhnend und wallend erlöschten die Flammen, nur in den dicksten Stämmen glimmt's noch unter der Borke. Ein unerträglicher Rauch erfüllt die Luft und nach der übergroßen Hitze dringt der Regen eiskalt durch die Kleider.

Zu Hause aber heult Maxim in seinen Wunden und verflucht sein Schicksal und die Stunde seiner Geburt. —

Kleines feuilleton.

es. Der Lesesaal des neuen Kunstgewerbe-Museums, der zugleich mit der Bibliothek seiner Bestimmung übergeben worden ist, präsentiert sich räumlich sehr gut. Hell und licht ist der Gesamteindruck. Die Decke weiß und übersichtlich einfach in der Gestaltung. Helles, glänzendes Holz verkleidet den unteren Teil der Wände. Die Stühle sind aus gleichem Material, ebenso die Zeitschriftenständer und der abgesonderte Raum des Aufsichtsbearbeiters, der nach oben mit Glas verkleidet ist. Es ist dem Saal dadurch der sonst übliche düstere Behördencharakter genommen. Etwas Festliches, Leichtes ist ihm eigen, und da die Bibliothek bis abends 10 Uhr geöffnet ist und jedermann der Eintritt freisteht, so gewährt auch der abendliche Anblick mit den vielen elektrischen Lampen über den Tischen, an denen die Leser gebeugt sitzen, einen großen, freien Eindruck. Es fragt sich aber, ob dieses glatte, spiegelnde Holz, diese Farben auf die Dauer nicht verwirrend, tändelnd, leichtfertig wirken. Es sind zwar große und einfache Farbgegenstände, aber diese haben keinen Halt an dem Architektonischen. Dasselbe bemerken wir schon an den Eingangstüren, dem Treppengeländer, den dunkelrotbraunen Intarsiatüren, in deren Glanz sich alles spiegelt. Architekt und Raumkünstler arbeiteten nicht Hand in Hand. Ein Kunstgewerbemuseum hätte ein Beispiel moderner Innendekoration liefern sollen. Es hätte vorbildliche Räume aus dem Ganzen fürs Ganze schaffen müssen. Früher wäre das eine Utopie gewesen. Jetzt, wo am Museum moderne Künstler tätig sind, wäre es möglich gewesen und es wäre so etwas wie eine Probe und eine dauernde, praktische Belehrung gewesen. Um diese Aufgabe hat sich das hauptstädtische Museum gedrückt. Es hat einen Raum gegeben, der wohl als geschmackvoll hingehen kann, den man als modern ansprechen kann, den man aber auch als altes Muster mit neuer Auffrischung nehmen kann. Es ist ein Kompromiß. Das Eigenkräftige, das Schöpferische fehlt, und in Anbetracht des Umstandes, daß dieser Bau so viel gelostet hat und für ansehnliche Jahre stehen soll, bereitet das kein Vergnügen. Die kunstgewerbliche Entwicklung ist jetzt soweit, daß man vollgültige Proben verlangen kann. Der Ausbau der Innenräume hätte also einem der bekannten Innendekorationen übertragen werden müssen, damit sie endlich vor große Aufgaben gestellt werden. Das ist nun vorbei, und die Gelegenheit kommt so bald nicht wieder. Was hat es für einen Zweck, Vorträge und Belehrungen zu geben, wie es in Kunstgewerbemuseen, das unter den öffentlichen Bildungsanstalten am fortschrittlichsten sich betätigt, üblich ist, wenn nachher bei der praktischen Probe so zaghaft vorgegangen wird. Diese hellen Farben passen vielleicht in ein modernes Schlafzimmern, in einen aparten Salon; ob sie aber ausreichen für einen

großen Raum, erscheint fraglich. Dazu fehlt ihm eben die architektonisch solide Gliederung. Etwas Weißliches, Unentschiedenes, Zerflatterndes haftet ihm an. Die charakteristische Struktur fehlt, die den ganzen Raum zusammenhält. Es erweckt diese Unentschiedenheit keine günstigen Ansichten für die Ausgestaltung der neuen Museumsräume selbst. Und in Anbetracht des Umstandes, daß wir über eine ganze Reihe von Künstlern verfügen, die auf solche Aufgaben warten, ist es eigentlich eine unverantwortliche Verwahrlosung. Der Raum macht den Eindruck, als wäre er von jemand geschaffen, der auch „modern“ sein will, dem aber die schöpferischen Qualitäten mangeln. Solche Talente stoßen nie an, sie geben aber auch nichts Vorbildliches, es sind Mitläufer. Wir rühren da an Fragen, die für unser staatliches Kunstleben von schwerwiegender Bedeutung sind. Soll man doch schon von oben remonstriert haben, als einmal das Museum zu der Ankündigung der südblichen Ausstellung im Lichthof eine „moderne“ Schrift verbandt hatte. In diesem Milieu kommen dann natürlich nur die Kompromißler hoch, und das ist schädlicher, als wenn strikt nur das Alte gepflegt wird. Wie angedeutet sieht das Museum bei der Ausgestaltung der eigentlichen Museumsräume vor einer wichtigen, prinzipiellen Frage, die z. B. in München im dortigen Nationalmuseum von Professor Seidl vorzüglich gelöst wurde. Diese architektonisch reizvolle Schöpfung in München, die alle Räume eigen behandelt und den Besuch zu einem unterhaltenden Spaziergang durch interessant gestaltete Zeitmilieus macht, so daß man ungezwungen die ganze Entwicklung mitdurchlebt, gab eine Anregung, die gewissenhafte Leute nicht ignorieren dürfen. Bei uns aber huldigt man immer noch dem langweiligen Aufbaumungsprinzip, dem zufolge alle die schönen Dinge der Vergangenheit langweilig und leblos erscheinen. —

a. Ein Fehurteil. Von dem weitgreifenden Walten und Wirken der Feme ist nur verhältnismäßig wenig zur Kenntnis der Nachwelt gekommen. Direkte Aufzeichnungen der Freigrafen sind gar nicht vorhanden, und die Ausbeute aus den Rats- und Fürstenarchiven ist auch nur eine bescheidene. So sind ausgefertigte Fehurteile ziemlich selten. Eines der interessantesten dieser noch vorhandenen Urteile ist dasjenige der Verurteilung des Herzogs Heinrich des Reichen von Bayern. Dieser hatte sich Rechtsübergriffe gegen den Stallmeister seines Vaters, des Herzogs Ludwig von Bayern, und gegen diesen selbst erlaubt. Der Stallmeister Kaspar v. Lorringer klagte gegen den Herzog Heinrich dem Reichen bei der Feme vor dem Freisuhl zu Lindurg.

Johannis 1429 wurde dieser dem auch in Anwesenheit vieler Freigrafen, darunter der Freigraf von Bodum, vom Dortmunder Freigrafen Konrad von Lindenhorst, der den Vorsitz geführt, und Freigraf Albert Swinde verurteilt, nachdem festgestellt war, daß der Herzog Heinrich von Bayern ordnungsgemäß dreimal geladen war, und Kaspar Lorringer mit sechs Freischöppen die Wahrheit seiner Klage bezeugen hatte. Es heißt da in dem ausgefertigten Urteile: „... so habe ich, Freigraf Albert Swinde, mit den vorgenannten Freigrafen, die mit mir den Stuhl besessen, den obengenannten Heinrich, der sich schreibt Pfalzgraf bei Rhein und Herzog in Bayern, von königlicher Gewalt genommen und verurteilt, aus der rechten Zahl in die unrechte Zahl, aus der echten Zahl in die unrechte Zahl, aus der oberen Zahl in die niedere Zahl, von allen Rechten abgeschieden und habe ihn gewiesen von den vier Elementen, die Gott den Menschen zum Troste gegeben habe, daß sein Leichnam nimmer dazu gemengt werden soll, wenn er nicht als missetätiger Mensch dazu geführt werde, und sein Hals und sein Leben, das er vom heiligen Reiche empfangen hat, dem heiligen Reiche und dem Könige verfallen, und habe den obengenannten Heinrich, der sich schreibt Pfalzgraf bei Rhein und Herzog in Bayern von Rechts wegen verurteilt als achlos, rechtlos, friedlos, ehrlos, sicherlos, missetätig, fempflüchtig, lieblos, und daß man mit ihm verfahren mag wie mit einem anderen missetätigen verurteilten Rame und ihn noch trefflicher und lästlicher behandeln soll nach den Gesetzen des Rechtes, weil je höher der Stand, um soviel tiefer und schwerer der Fall, und er soll ferner für unwürdig gehalten werden und kein Fürst sein noch heißen, noch Gericht und Recht besitzen. Und wir obengenannten Freigrafen gebieten allen Königen, Fürsten, Edlen, Rittern, Knechten und allen denen, die zu dem Reiche gehören und angehören und Freischöppen sind und gemeinlich allen Freischöppen in der heimlichen Acht bei ihrer Treue und bei ihren Eiden, die sie dem heiligen Reiche und der heimlichen Acht geleistet haben, daß sie dazu helfen und beiständig dazu sind mit aller Macht nach allem ihrem Vermögen und daß sie das nicht lassen um Verwandschaft, Schwägerchaft, um Liebe und Leid, um Gold und Silber, um Angst, Leben oder Gut, daß über den Vorgenannten Heinrich, der sich Pfalzgraf bei Rhein und Herzog in Bayern schreibt, seinen Leib und sein Gut gerichtet werde, wie es heiligen Reiche und heimlicher Acht recht ist.“

Um das Urteil vollstrecken zu lassen, schreiben die Freigrafen von Lindenhorst und Albert Swinde an den bayerischen Freischöppen Ritter Wolfsteiner, „da wir den Herzog Heinrich nicht hier im Lande zur Hand haben, Ihr aber in seinem Lande wohnt, so ermahnen wir Euch bei Eurem Eide, den Ihr der heimlichen Acht geleistet habt, und gebieten Euch nach der uns in dieser Sache befohlenen königlichen Gewalt und bei Königsbann, daß Ihr den Herzog Heinrich nach allem Eurem Vermögen verfolget, und auch alle Fürsten, Herren, Ritter und Knechte und alle diejenigen, die Freischöppen sind, ermahnt und auf-

fordert, daß sie, wie es das Recht verlangt, dazu helfen und Euch mit aller Macht Beistand leisten, daß dem verstorbenen, ehelosen, rechtlosen Manne nach seinem Rechte geschehe. Denn wenn sie anders täten, so würden sie uns und dem heimlichen Rechte verfallen sein. Ferner befehlen wir Euch mit derselben Macht bei Euren Eiden, daß Ihr auch alle ungeweihten Herren, sowohl Geistliche als Weltliche, Grafen, Ritter, Knechte, Städte, Märkte, Dörfer, Ländel und Bewohner, die ihm Gehorsam geschworen haben, aufreget und beweget, daß sie von ihrem Gehorsam und Gelübde abfallen und sie ihm in keinerlei Weise mehr holden. Was Ihr in allen diesen Sachen tun werdet, dazu sollt Ihr von uns volle Macht haben und wollen wir Euch darin vollkommen Beistand und Hilfe leisten, wie sich gebührt.“

Am des Herzogs Untertanen erließen die Freigrafen Ausschreiben, mit der Warnung, ihn nicht zu beherbergen, noch ihm ferner gehorsam und unübrig zu sein. Der Schluß lautet: „Darum gebieten wir Euch, daß Ihr bei Eurer Ehre und Eures Lebens dem Herzog Heinrich weder Schutz noch Hilfe gewährt, noch ihm Gehorsam erweist, noch ihn beherbergt oder in das Haus aufnehmt, und daß Ihr ihn keines menschlichen Trostes genießen laßt. Sollt Ihr aber wider diese Warnung und wider diesen Befehl handeln, so möchte Euch das schwer an Euer Leben und Eurer Ehre gehen, das besser verhütet wäre.“

Völkervunde.

— Die dekorative Kunst der Naturvölker hat seit etwa 40 Jahren die Aufmerksamkeit der Forscher in hohem Grade angezogen, und wir haben da, seit Lane Fox bahnbrechend auftrat, anerkanntswerte Leistungen, in jüngster Zeit z. B. jene von S. Stolpe und Karl v. d. Steinen, zu verzeichnen, welche namentlich die Stillierung der Naturvölker verfolgten und uns zeigten, wie die dekorativen Motive von ihnen der Betrachtung von Naturgegenständen, namentlich Tieren, entnommen wurden. Für einen Indianerstamm Mexikos, die Huichol, hat jetzt Karl Lumholtz in dieser Beziehung zum ersten Male helles Licht verbreitet durch seine mit zahlreichen Abbildungen versehene Schrift „Decorative Art of the Huichol Indians“ (American Museum of Natural History, vol. III. New York 1904). Ihre Dekorationen finden sich fast ausschließlich auf Kleidungsstücken, die entweder von ihnen gewebt oder bestickt sind. Die Motive sind der Tier- und Pflanzenwelt entnommen, und alle drücken, was sehr beachtenswert, religiöse Ideen aus, sie sind, wie Lumholtz sagt, „permanente Gebete“ und überraschen durch ihre Schönheit. Die Gürtel und Bänder mit den Regenschlangen sind Gebete für Regen und dessen Folgen, gute Ernten und Gesundheit. Andere drücken die Beschützung vor Unglück oder die Verehrung einer Gottheit aus, so der vielfach als Dekoration dargestellte Doppelwasserkrug, der die Bitte um Regen ausdrückt. Eine kleine sternförmige weiße Blume, die Tota, die in der nassen Jahreszeit blüht, ist gleichfalls ein Regensymbol und wird vielfach dekorativ verwendet. Es ist möglich, daß die Dekorationen aus der Pflanzenwelt erst spät durch die Missionare zu den Huichol gelangten, da bekanntlich Naturvölker fast ausschließlich Tier- und Menschengestalten dekorativ verwenden; sicher ist auch, daß eine Anzahl anderer Motive, wie der heraldische Doppelschädel, die Stierhörner usw., durch europäischen Einfluß zu den Huichol gelangten. Und auch der Feuerstachel in seiner alten Form, den die Huichol sehr schön stillisieren, gehört hierhin. Verzweifelst ähnlich dem Hahnenornament der Tschechoslawen sind die Truthähne der Huichol, die hier wie da paarweise und fast identisch gestaltet auftreten, wiewohl unabhängige Entstehung nicht ausgeschlossen ist. Von Tieren finden wir noch Rauben, Kolibris, Schlangen, Kröten, Krebse, Schmetterlinge, Skorpione vertreten, von Pflanzen Wein, Bananen, Agaven, Palmen usw. Auch die Plejaden und der Witz finden Verwendung. Alle diese sehr schön und grazios verarbeiteten Dekorationsmotive werden mit ihren Namen von den Huichol benannt, auch dann, wenn sie dem ungeweihten Auge durch fortgesetzte Stillierung unkenntlich geworden sind. Keine zwei sind einander gleich, und jeder Arbeiter ist in seiner Art ein Künstler, der das Motiv wechselungsreich gestaltet. Je mehr der Handel der Mexikaner mit den Huichol zunimmt, je mehr diese bedruckte Stoffe der Weißen kaufen, desto mehr sichert auch jetzt fremder Einfluß in die Dekorationen der Indianer ein, wenn auch noch die größere Menge die alte Ursprünglichkeit bewahrt hat. — („Globeus.“)

Medizinisches.

— Eine „Bluter“ familie von außerordentlicher Beständigkeit in der erblichen Uebertragung dieser wenig glücklichen Anlage ist, nach der „Zagl. Rundschau“, die Familie Mangel in Strahheim bei Heidelberg, die seit einiger Zeit Prof. Dr. Loffen genauer untersucht hat. Die Neigung zu gefährlichen Blutungen besteht in ihr mindestens schon seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts; die erste Untersuchung an einem damit behafteten Mitglied fand 1827 durch den berühmten Chirurgen von Chelius statt. Auffallend ist dabei, daß von der jetzt insgesamt 111 Männer und 96 Frauen zählenden Familie immer nur männliche Glieder „Bluter“ gewesen sind, während nach einer nie durchbrochenen Regel die weiblichen Angehörigen davon frei waren. Von diesen 111 männlichen Mitgliedern waren nicht weniger als 33 „Bluter“, und von diesen wiederum sind nicht weniger als 18, also über die Hälfte, an Blutungen, die von den verschiedensten Körperteilen und

stellen ausgingen, gestorben. Die häufigste Todesursache waren dabei Blutungen unter der Haut, die oft auf sonst ganz unerhebliche Ursachen eintraten. Am meisten waren übrigens durch diese Anlage die jüngeren Lebensalter gefährdet; von den 18 Todesfällen an Blutungen, die in der genannten Zeit in der Familie vorgekommen sind, betrafen 7 Kinder unter drei Jahren, 6 solche zwischen drei und zehn Jahren, 1 ein Familienglied von zehn bis zwanzig, 2 solche von zwanzig bis dreißig, und gleichfalls 2 solche von dreißig und vierzig Jahren. Vom vierzigsten Lebensjahre an nimmt die Neigung zum „Bluten“ merklich ab, und es war kein Todesfall daran mehr zu verzeichnen. —

Technisches.

io. Riesentafel. Ein Kabel von ungewöhnlicher Länge ist jüngst quer über die Bucht von Carquinez zwischen den Orten Selma und Contra Costa in Californien angelegt worden. Es hat eine Spannung von fast 1 1/2 Kilometer Länge und ruht auf zwei Säulen von gewaltiger Höhe, die an beiden Seiten der schmalen Meeresstraße errichtet sind, während das Kabel an seinem tiefsten Punkt noch 60 Meter über dem Wasser schwebt. Sein Zweck ist, einen elektrischen Strom mit einer Spannung von 40 000 Volt von Colgate nach Dalland zu leiten, das gegenüber San Francisco an der San Francisco-Bai liegt. Diese außerordentliche technische Anlage gibt der „Schweizer Bauzeitung“ Gelegenheit, an ähnliche Ausführungen zu erinnern. Beachtenswert ist eine Telephonleitung zwischen den Orten Murq und Quinten, die mit einem einzigen Bronzedraht von 3 Millimeter Durchmesser 2400 Meter lang quer über den Balensee führt. Bei elektrischen Leitungen dieser Art haben die Kabel nur ihr eigenes Gewicht zu tragen. Besondere Aufgaben werden aber an sie gestellt, wenn sie zum Transport von Gewichten zu Hunderten und Tausenden von Kilogramm benutzt werden sollen. Früher hatten solche Kabel eine „Seele“, die in einem starken Hanffirid bestand und mit Metalldraht umspinnen war. Die neueren Kabel sind immer ganz aus Metalldrähten von verschiedenem Querschnitt zusammengesetzt, die dicht aneinander liegen und miteinander verschlungen sind. Dadurch wird ein größerer Widerstand bei gleichem Gewicht und veränderter Dide erzielt, außerdem eine langame Abnutzung, zumal die Oberfläche durch die Reibung der Lasten eine Politur annimmt und dadurch vor Rost geschützt bleibt. Werden sie dennoch angegriffen, so genügt es, die äußere Drahtschicht durch neues Metall zu ersetzen. Von den dazu verwandten Drähten wird verlangt, daß sie eine Last von 200 Kilogramm auf das Quadratmillimeter aushalten, ohne zu reißen. Ein außerordentliches Kabel besitzt auch die Franz Josephs-Brücke in Prag, das 92 Millimeter Durchmesser hat und auf jedes Meter Länge einen Zentner wiegt. Tragelabel von großer Länge sind auch zum Bau eines italienischen Forts auf dem Mont Genèvre verwandt worden, nämlich zwei Drahtseile von 1250 Metern Länge. Auf diesen Kabeln wurden Tragkörbe mit je 400 Kilogramm Belastung in Abständen von 500 Metern befördert, dabei waren sie nur 28 Millimeter dick auf der Leitung für die vollen und nur 22 auf der für die leeren Wagen. Das Tragelabel maß gleichfalls nur 22 Millimeter und bewegte sich mit einer Geschwindigkeit von zwei Metern in der Sekunde. Die zu überwindende Steigung betrug 45 Grad. Eine bedeutende technische Anlage gleicher Art findet sich bei der mexikanischen Ortschaft Mazatlan mit einem Kabel von 1150 Meter Länge für Lasten von dreißig Zentnern. —

Notizen.

- Ein gutes Wort... Wir wurden um Aufnahme der nachfolgenden Notiz gebeten: Die Berliner Schriftstellerin Doloresa debütierte, nach einer uns zugegangenen Privatmeldung, am Sonntag mit durchschlagendem Erfolg als moderne Vortragsfourette im Variété-Wintergarten in Hannover. — Vortragsfourette und Verfasserin der Notiz ist Frau Doloresa selbst. —
- „Spring“, eine Dichtung von Oskar Wilde, ist soeben in freier Uebersetzung von Felix Dörmann im Wiener Verlag erschienen. —
- Georg Hirschfelds neues Stück „Spätfrühling“ wird seine Uraufführung im Wiener Burgtheater erleben. —
- „Die neugierigen Frauen“ von Wolf Ferrari hatten bei der ersten Aufführung in der Wiener Hofoper durchschlagenden Erfolg. —
- Unter dem Namen Vereinigung österreichischer Bildhauer „Rafael Donner“ hat sich in Wien ein neuer Künstlerbund gebildet. —
- In W.-Glabach hat man versucht, den Schlamm der Kläranlagen für Gemüsezuucht zu verwenden. Die Versuche werden als glänzend gelungen bezeichnet. —
- t. Der größte Fallhammer der Welt, der sich einer Konstruktion von Reibungsrollen zur Hebung bedient und mit Elektrizität getrieben wird, wird gegenwärtig in einer Maschinenfabrik in Hartford (Connecticut) gebaut, um nach den Verkfäthen der Stahlgesellschaft in Süd-Bethlehem im Staat Pennsylvania übergeführt zu werden. Der Fallhammer hat ein Gewicht von 2 1/2 Tonnen und soll bei der Schmiedearbeit für schwere Geschütze benutzt werden, die von dieser Gesellschaft für die Regierung der Vereinigten Staaten geliefert werden. Das Grundgestell für den Fallhammer wiegt 36 Tonnen, die äußerste Fallhöhe beträgt gegen zwei Meter. —